

Vortrag Wien-Heiligenkreuz 17-10-15

Familie als Ressource: Humanvermögen und Daseinskompetenz

Von Jürgen Liminski

Verehrter Vorsitzender, liebe Mütter, liebe Väter, und die die es werden wollen, auch die, die es in einem geistigen Sinn werden wollen, liebe Studenten.

Ich freue mich, in diesem prächtigen Saal zu Ihnen sprechen zu dürfen. Bei dem Vortrag von Frau Großmann vorhin kam mir der Gedanke, ob bei mir in der Kleinkindheit nicht etwas schief gelaufen sei, Stichwort „immer Feindseliges erwarten“. Denn ich hatte kurz den Verdacht, daß man uns absichtlich vor dieses Gemälde gestellt hat, um vor dieser nicht gerade idyllischen Szene Vorträge über Familie in Europa zu halten, so als ob man sich in der Familie ständig die Köpfe einschläge. Aber später – und Frau Großmann sagte ja auch, daß die Ehe viel reparieren kann – dachte ich, die Veranstalter vor Ort wollten zeigen, wie man früher therapiert hat und dass heute alles besser sei oder daß damals vor Wien die künftige Zivilisation der Liebe gerettet wurde vor einer Kultur der Unterwerfung. Wie immer, dieses Fass wollen wir jetzt nicht aufmachen.

Ich werde dagegen jetzt in vier Punkten und 40 Minuten versuchen, Ihnen das Thema Familie und Humanvermögen nahe zu bringen. Der erste Punkt, die Einleitung lautet: Urvertrauen und Glück. Der zweite: Das Umfeld von Bindung, die Familie, da kommen wir als ordentliche Mitteleuropäer um eine Definition von Familie und ihrer Kernkompetenz nicht herum. Drittens, der Hauptteil: Familie und Humanvermögen, was ist Humanvermögen, wie wird es in der Familie gelebt und gebildet, da erlaube ich mir auch in einem zweiminütigen Exkurs eine kleine Empörung und dann der Schluss anhand einer Anekdote mit und über die heilige Familie.

1. Einleitung: Urvertrauen und Glück

In einem Bändchen über „moralische Grundbegriffe“ denkt der Philosoph Robert Spaemann auch über Erziehung nach. Er schreibt: „Nur an einer Wirklichkeit, die uns Widerstand leistet, können wir unsere Kräfte entwickeln.... Der Erzieher hat die Aufgabe, das Kind an die eigenständige und widerständige Wirklichkeit heranzuführen. Die Mutter ist im allgemeinen die erste eigenständige Wirklichkeit, der das Kind begegnet. Und so ist dafür gesorgt, dass die Wirklichkeit zunächst als hilfreich und freundlich erfahren wird. Die Stiftung dieser Grunderfahrung

– die Psychologie spricht vom Urvertrauen – ist das Wichtigste, was Erziehung überhaupt zu leisten hat. Denn wer auf eine Erinnerung an eine heile Welt zurückgreifen kann, wird leichter mit der unheilen fertig“.

Die heile Welt und die unheile Welt, das gibt es nicht nur draußen, jenseits von Heiligenkreuz. Das ist auch in uns selbst. Und der Weg zur heilen Welt ist wegen der zahllosen widerständigen Wirklichkeiten ohne seelischen Proviant, ohne psychologischen Proviant nicht zu erreichen. Dazu gehört als erstes das Urvertrauen. Es ist, in gewissem Sinn, die Haut des Humanvermögens, die Hülle der Daseinskompetenzen. Die Natur hat es so eingerichtet, daß dieses Urvertrauen, diese erste Bindung oder dieses „Gefüge psychischer Sicherheit“, wie Karin und Klaus Grossmann es nennen, bereits im Mutterleib entsteht und bei der Geburt mit einem Ausstoss von Oxytocin, dem Glücks- oder Bindungshormon, so massiv gefeiert wird wie nie mehr sonst im Leben. Die Amerikaner, die ja alles messen, was sich bewegt und regt und lebt, haben auch die Hirnströme gemessen, wenn ein neugeborenes Baby zum ersten Mal seiner Mutter in die Augen blickt. Und siehe da, so haben die amerikanischen Neurologen festgestellt, es kommt tatsächlich Bewegung ins Hirn. Es ergeben sich Strömungen, die typisch und identisch sind für Glücksgefühle. Die Messung beim Vater ergab: Es bleibt bei einer Linie. Immerhin, es ist kein Punkt, das lässt hoffen. Alles zu seiner Zeit. In den ersten Jahren sind die Mütter näher dran. Das Baby hat neun Monate lang gerochen, geschmeckt, ertastet und gefühlt wie Mutter empfindet, singt, ruht, läuft und ist. Jetzt sieht es sie. Und es sieht in den Augen die Liebe, noch ziemlich verschwommen aber dennoch: Was für eine Erkenntnis, was für ein Glück! Das ist nicht der Start, sondern die Fortsetzung einer Beziehung auf anderem, höheren Niveau. Es ist die Fortsetzung der Dyade, der Zweier-Beziehung sozusagen im Licht einer neuen Wirklichkeit. Und zu dieser Wirklichkeit gehört in der Regel die Familie.

2. Das Umfeld von Bindung – die Familie

a. Familie und Glück

„Wer das Glück sucht, findet die Familie“, schreibt Paul Kirchhof in seinem Vorwort zum Buch Abenteuer Familie. Das neugeborene Kind weiß noch nichts, aber es ist glücklich. Es fühlt sich geborgen. Es fühlt sich geliebt. Der Bamberger Pädagoge und Psychotherapeut Reinhold Ortner formuliert die Bedeutung der Liebe in der Familie so: „Wenn die familiäre Atmosphäre eines Kindes destabilisiert wird oder zerfällt, hinterlässt dies in der Psyche des betroffenen Kindes Angst vor Geborgenheits- und Liebesverlust. Existentielle Angst frisst sich fest.“

Jeder von uns braucht zu seiner psychisch gesunden Entwicklung ein seelisches Immunsystem. Dieses baut sich durch eine Grundnahrung aus Liebe, Zuwendung, Verständnis, Geborgenheit und Nestwärme auf. Vater, Mutter, Geschwister, Großeltern und andere Bezugspersonen müssen Tag für Tag dem Kind diese Grundnahrung schenken. Ein Kind braucht liebende Menschen, die in Liebe und Treue eine enge Verbundenheit bilden, die es in ihrer Mitte annehmen und damit in sein Herz das Urgefühl existentieller Sicherheit einsenken.“ Die Familie ist ein wesentliches Feld der Bindungsforschung.

Ich habe mal eine Feldumfrage im Hause Liminski zur Frage Familienglück gemacht. Auf die Frage, was ist für dich Familienglück, antwortete Mimi, damals zehn Jahre alt: „Meine Geschwister“, Gwenael, zwölf Jahre, („Ich bin die Nummer neun“) schon etwas allgemeiner und abstrakter: „Ganz viele Brüder und Schwestern“; Nathanael, genannt Momo, 15 Jahre und das schulische Ausnahmekind: „Familienglück, das ist Gemeinsamkeit und Bereicherung durch Lob und Kritik“. Arnaud, 19 Jahre, meinte: „Kinder und Kommunikation“, seine Freundin Ini, 17 Jahre, heute seine Frau und Mutter der kleinen Clara, sagte: „Kinder und finanzielle Absicherung“; David, 21: Zusammenhalt, gegenseitige Unterstützung, Schutz. Und Annabelle, damals 28, heute 43, zusammenfassend und fast mit den gleichen Worten wie die Mutter: „Familienglück, das ist Geborgenheit und selbstlose Liebe. Man braucht nichts zu leisten, um geliebt zu werden, man hat Rollen, spielt aber keine. Man lebt in Beziehungen der Liebe, sie sind immer tiefer als Beziehungen zu Freunden“. Vanessa, verheiratet und damals in Spanien, heute in Amerika lebend und selber Mutter von vier Kindern, ergänzte am Telefon: „Vertrauen, vertrauliches Gespräch, Zärtlichkeit, Respekt vor dem anderen“.

Ich übergehe die anderen, sie kommen noch in einer weiteren Anekdote vor. Klar ist: Es geht nicht nur um das genetische Bad. Hier kommen Aspekte und Verhaltensmuster um das Glück ins Spiel, die sich schwer messen lassen und die auch über das persönliche Empfinden und Befinden hinausgehen: Die selbstlose Liebe, das Angenommen sein um der Person willen, ganz gleich was sie hat oder leistet, wie sie aussieht oder was sie tut; Es gibt das menschliche Grundbedürfnis nach dieser selbstlosen Liebe. Das Streben danach ist eine anthropologische Konstante. Die Liebe ist das Ur-Geschenk, sagt Thomas von Aquin, alles, was uns sonst noch unverdient gegeben werden mag, wird erst durch sie zum Geschenk. Und, so lässt sich mit Alfred Adler folgern, alle menschlichen Verfehlungen sind das Ergebnis eines Mangels an Liebe. Liebe, Geborgenheit, Vertrauen, Schutz. Das ist die Grundlage für die Bildung von Humanvermögen. Es ist der Humus, aus dem

Persönlichkeiten erwachsen. Die Familie ist der Garten für diese Erde. Ist die Erde dünn, ist der Humus flach, karg und steinig, kommt keine Nahrung mehr aus der Tiefe des psychologischen Wurzelwerks, dann gibt es eben nur noch kleine Früchtchen.

Dieses Urgefühl oder Urvertrauen hat also auch eine kollektive Komponente. Wenn Onkel, Tanten, Geschwister fehlen und der Rest der Verwandtschaft, die Eltern permanent im Streß leben, wenn das Kind nur noch betreut und kaum noch geliebt wird, weil Liebe und Beziehung auch Zeit brauchen, dann gleitet eine Gesellschaft in einen Strudel emotionaler Verarmung. In diesem Prozess befinden wir uns. Der mittlerweile anschwellende Diskurs über die Folgen des demographischen Defizits hat den emotionalen Faktor noch nicht entdeckt. Aber er ist es, der das Leben anmutig, schön, begeisternd oder auch zufriedenstellend macht. Verliebte sind im siebten Himmel, heißt es. Es sind aber nur die Emotionen, die so weit und so hoch tragen. Das Herz hat Gründe, die der Verstand nicht begreift, schrieb schon Blaise Pascal. Diese Gründe zu erforschen ist Gegenstand der Bindungsforschung und, ich wiederhole, ihr Feld ist die Familie.

b. Familie – Definitionen und Kernkompetenz

Und wie sieht dieses Feld, oder reden wir lieber vom Garten Familie aus, wie kann, wie soll er aussehen? Hier wird es kompliziert. Der Begriff Familie kam erst im 16. Jahrhundert aus dem lateinischen Wort famulus ins Deutsche. Famulus heißt Diener, der Familienbegriff kreiste weniger um Verwandtschaftsbeziehungen als um ein größeres Ganzes, das Haus, das dem einzelnen diente. So dachten auch die Griechen. Aus dem oikos, das Haus, der Hausgemeinschaft, ist die Ökonomie entstanden. Entfernt, ganz entfernt erkennen wir das noch im Wort Haushalt wieder. Die Gefühle waren nicht das entscheidende, wenn man in früheren Zeiten und bis ins achtzehnte Jahrhundert von Familie sprach. Familie war ein Zweckverband für das ökonomische Überleben. Die Ethnologen kennen heute rund 100 Definitionen von Familie, das Statistische Bundesamt immerhin ein gutes Dutzend, u.a. die Bedarfsgemeinschaft. Zwar bietet der Brockhaus dem deutschen Bildungsbürger eine griffigere Definition, indem er die Familie bezeichnet als „die Lebensgemeinschaft der Eltern, meist als Ehepartner, und ihrer unselbständigen Kinder“, aber er macht auch aufmerksam auf die zahlreichen Formen in der heutigen Welt. Das „Lexikon der Politik“ definiert in Band 7 (Politische Begriffe), Zitat: „die Familie als kleinste Form des gesellschaftlichen Zusammenschlusses vielfach auch als Keimzelle der Gesellschaft selbst“ und das Bundesverfassungsgericht beschrieb, allerdings vor etlichen Jahren, den Begriff „Ehe und Familie“

wie folgt: „*Ehe ist auch für das Grundgesetz die Vereinigung eines Mannes und einer Frau zur grundsätzlich unauflöslchen Lebensgemeinschaft, und Familie ist die umfassende Gemeinschaft von Eltern und Kindern, in der den Eltern vor allem Recht und Pflicht zur Pflege und Erziehung der Kinder erwachsen. Dieser Ordnungskern der Institute ist für das allgemeine Rechtsgefühl und Rechtsbewusstsein unantastbar*“ (BVerfGE 10, 59/66). Das ist alles etwas blutleer. Viel schöner sind die Definitionen von Papst Franziskus, der die Familie als Meisterwerk Gottes bezeichnet oder von Papst em. Benedikt, der Familie schlicht als „Kern jeder Sozialordnung“ definiert, und die Gott gleichsam mit der Schöpfung mitgeschaffen habe.

Familie ist ein kulturelles Faktum, ja eine anthropologische Konstante. Im jüdisch-christlichen Kulturkreis galt daher lange Zeit unumschränkt folgende Definition: „Ein Mann und eine Frau, die miteinander verheiratet sind, bilden mit ihren Kindern eine Familie. Diese Gemeinschaft geht jeder Anerkennung durch die öffentliche Autorität voraus; sie ist ihr vorgegeben. Man muß sie als die normale Beziehungsgrundlage betrachten, von der aus die verschiedenen Verwandtschaftsformen zu würdigen sind. Indem Gott Mann und Frau erschuf, hat er die menschliche Familie gegründet und ihr die Grundverfassung gegeben. Ihre Glieder sind Personen gleicher Würde.“

Die Definition findet sich im Katechismus der Katholischen Kirche, Punkt 2202 ff. Im Wort Beziehungsgrundlage klingt übrigens entfernt an, was der große Soziologe Alexander Mitscherlich den Funktionsverlust der Familie nannte. Mitscherlich meint damit, daß die Familie im Lauf der letzten zweieinhalb Jahrhunderte, also seit der Industrialisierung und der entstehenden Sozialgesetzgebung mehr und mehr die Aufgaben der wirtschaftlichen Erhaltung, der Daseinsvorsorge bei Krankheit, Invalidität, Alter usw. verloren oder an den Staat abgegeben und sich zunehmend auf die Funktionen der Zeugung des Nachwuchses, seiner Sozialisation und auf die Pflege der innerfamiliären Intim- und Gefühlsbeziehungen beschränkt habe. Das ist auch ihre Kernkompetenz und die kann sie nicht abgeben. Auch wenn die Anhänger von Vater Staat das meinen. Diese Kompetenz, die Pflege und die Stabilität der emotionalen Befindlichkeit, besonders in den ersten Jahren, ist auch die erste Quelle des Humanvermögens. Diese Funktion ist nicht zu ersetzen, weil nur Personen, weder Sachgemeinschaften noch Gesellschaften, emotionale Beziehungen, Gefühle der Selbstlosigkeit, der Liebe, zueinander unterhalten und aufbauen können. Und aus dieser Funktion erwachsen die Daseinskompetenzen, früher hätte man auch gesagt die Tugenden für den einzelnen und das sind genau die Voraussetzungen, von denen der Staat lebt und die er selber nicht schaffen kann.

3. Familie und Humanvermögen

a. Was ist Humanvermögen?

Damit sind wir bei Punkt zwei, Familie und Humanvermögen und bevor wir sehen, wie Humanvermögen in der Familie gelebt und gebildet wird, sollten wir es doch einmal begrifflich umschreiben. Der fünfte Familienbericht der Bundesregierung, er datiert aus dem Jahre 1994, also aus einer Zeit, da man sich in der Politik noch tiefergehende Gedanken über die Institution Familie machte, trägt den Titel „Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland – Zukunft des Humanvermögens“. In diesem Bericht versteht man unter Humanvermögen „die Gesamtheit der Kompetenzen aller Mitglieder einer Gesellschaft... und das Handlungspotential des Einzelnen“. Dazu gehört, wie der frühere sächsische Sozialminister Hans Geisler ausführt, „neben der Fachkompetenz, den Fähigkeiten und Fertigkeiten zur Lösung unterschiedlicher Aufgaben, gleichwertig die Daseinskompetenz, also die Befähigung zur Alltagsbewältigung, sowie der Erwerb von Werthaltungen und Handlungsorientierungen“. Vor allem die Familie sei der Ort, an dem Daseinskompetenz erzeugt und erhalten werde. „Mehr noch: Der Erwerb von Daseinskompetenz ... gelingt nahezu ausschließlich nur in familialen Bezügen“.

Mit anderen Worten: Der erste Ort für die Bildung von Humanvermögen ist die Familie. Das Humanvermögen, die mittlerweile wichtigste, weil knapper werdende Ressource der modernen Wirtschaft, macht die grundlegenden Fähigkeiten des Menschen aus. Das ist das Lernenkönnen, das Miteinander-Umgehen-Können, Ausdauer haben, nach Lösungen suchen statt zu jammern, Gefühle erkennen und einordnen, Vertrauen schenken ohne naiv zu sein, Sprachbewußtsein, Ausdauer, Integrität, Bindungsfähigkeit, nach Lösungen suchen statt zu jammern, Gefühle erkennen und einordnen, Alltagsprobleme meistern - es ist die soziale Kompetenz und die Fähigkeit emotionale Intelligenz zu steuern und viele grundlegende Eigenschaften mehr. Das ist weit mehr als faktisches Wissen. Der amerikanische Nobelpreisträger Gary Becker, ein neoliberaler Ökonom, der den Begriff des Humankapitals und des Humanvermögens in die Wirtschaft eingeführt hat und dafür auch seinen Preis bekam, sagte es auf einem Kongress 2002 in Berlin so: „Das grundlegende Humanvermögen wird in der Familie erzeugt. Die Schule kann die Familie nicht ersetzen“.

Sicher ist, zumindest für Personalchefs größerer Unternehmen, dass die grundlegenden Fähigkeiten, die Daseinskompetenzen, mittlerweile eine fast so große Bedeutung erlangt haben wie die reine Fachkompetenz.

Man redet von den soft skills, die von einem Human Resource Management nutzbar gemacht werden. Denn die besten Zeugnisse nützen nichts, wenn man es mit einem hochintelligenten aber asozialen Ekelpaket zu tun hat, es kann dem Betriebsklima und damit der Produktion mehr Schaden als Nutzen bringen. Eine Zukunftsstudie der Beratungsgesellschaft Ernst & Young in Eschborn schreibt dazu: „Die entscheidenden Kompetenzen des Managers von morgen (sind) nicht sein Fachwissen, sondern seine Fähigkeit, mit anderen umzugehen und sich auf Menschen einzustellen, ...“ denn in der heutigen Managergeneration fehle schon vielen „die gute Kinderstube“ – nicht zuletzt weil die Scheidungsrate längst bei 40 Prozent liege und die Familie fehle. Eine Umfrage der FH Rhein-Sieg stützt diese Aussage: Demnach finden 96 Prozent der Personalchefs Respekt vor persönlichen und kulturellen Unterschieden unerlässlich. Diese FH ist übrigens die erste, die Business Behaviour, also Benimm im Geschäftsleben lehrt, kurz, den Studenten richtige Umgangsformen beibringt, was in den USA längst gang und gäbe ist an Universitäten und Colleges.

b. Wie wird Humanvermögen in der Familie gelebt und gelernt?

Ich möchte das anhand einer Anekdote erläutern: Ich entnehme sie dem Buch, das meine Frau und ich geschrieben haben (Seite 173): Es geschah an einem der goldenen Tage im Spätherbst. Wetter und Wald waren wunderschön, aber die Heimfahrt war wieder mal schrecklich. Vanessa ärgerte Tobias, Thibaut stichelte David, Thomas tyrannisierte Arnaud. Nur Nathanael, den alle Momo rufen, hielt sich ruhig. Er war müde und schlief. Ermahnungen an die tobende Bande auf den Hintersitzen nutzten nichts. Wiederholungen folgten in verschiedenster Lautstärke. Keine Reaktion, jedenfalls nicht die erhoffte. Der Innendruck im Auto stieg. Da passierte es. Der Kragen platzte. „Heute abend kriegt keiner was zu fressen“, tönte es vom Fahrersitz. Totenstille. Zuhause deckte Momo den Tisch. Sechs Gedecke zuviel befand der Vater. Momo räumte wieder ab. Da reute es den Vater, daß der Kragen nicht ein paar Nummern weiter gewesen war. Aber nun hieß es, konsequent bleiben, sonst war wieder für längere Zeit landunter. Die Mutter schwieg, den Blick nachdenklich gesenkt. Der leere Tisch schien länger als sonst. Am nächsten Tag war Schule und ruhig schläft es sich nicht mit knurrendem Magen. Vor allem Thibaut sollte etwas essen, er ist so mager und bekommt leicht Kreislaufprobleme ohne Vitamine und so. So dachte auch der Vater und schon wurde Momo losgeschickt, um den Bruder zu holen. Der lauschte bereits an der Tür, hinter ihm die anderen. Mit einer Botschaft kehrte Momo zurück: „Bibo sagt, alle oder keiner“. Der Vater

vergaß für einen Moment das Kauen. Das kam unerwartet. Sekunden später war der Tisch wie immer zu klein.

Alle oder keiner. Thibaut wurde nun ein offenes Lob ausgesprochen. Er habe Sinn für die Gemeinschaft bewiesen. „Ein Kommunionkind“, meinte David, der sich - mit vollen Backen - daran erinnerte, daß comunio Gemeinschaft heißt. Jetzt lief der pater familias zu großer Form auf. Solidarisches Verhalten habe mit Gemeinschaft, mit Teilen und mit Liebe zu tun. Das lerne man eben zuerst in der Familie, der kleinen Gemeinschaft zuhause. Praktiziert werde es auch in den größeren Solidargemeinschaften des Volkes, bei den Umlageverfahren, den Steuern, den Renten, den Krankenkassen. „Wenn der Bibi den Braten allein gegessen hätte, hätte er nachher Zimmerkeile gekriegt“, meinte völlig ohne Sozial-Pathos Tobias. Und seine Version hatte sicher auch etwas mit Solidarität, mit der Wirklichkeit von Geben und Nehmen, mit Angebot und Nachfrage, mit marktgerechtem Verhalten zu tun.

So ist normal erlebte Solidarität. Sie wird in der Familie zuerst gelehrt, gelernt und gelebt. Und zwar auf eine osmotische Weise, sozusagen über die Haut eingesogen im täglichen Mit-und Nebeneinander, in tausend Kleinigkeiten des Umgangs in der Familie, so daß sie nachher wie selbstverständlich zur Persönlichkeitsstruktur der Kinder gehört - oder auch nicht. Je stärker der familiäre Zusammenhalt - eine Chiffre der Soziologen für Liebe - umso intensiver geht das Bewußtsein für Solidarität und Miteinander in Fleisch und Blut über. Das ist eine jener berühmten Voraussetzungen, die der Staat nicht geschaffen hat, von denen er aber lebt, wie Böckenförde sagt.

Das ist doch nur eine Frage der Wertevermittlung, hört man da sagen. Und könne Wertevermittlung nicht auch in der Arbeitswelt oder der größeren Solidargemeinschaft namens Gesellschaft geschehen? Und können nicht auch professionelle Erzieher den Kindern Solidarität beibringen? Kaum, oder nur bedingt, denn die Gesellschaft ist im Vergleich zur Familie ein Kollektiv ohne Gesichter, ohne Namen. Die Familie dagegen sieht die Person, hier wird die Konstante der persönlichen Beziehung lebendig, die Werte sichtbar macht und zeigt, wofür und für wen man sie lebt. Gesellschaft ist namenlose Sachgemeinschaft, sie erzeugt weder Liebe noch Solidarität, sie lebt aber von ihr. Dieser Unterschied ist wesentlich. Als Sachgemeinschaft ist die Gesellschaft auch dem Wandel der Arbeitswelt unterworfen. „Vor 25 Jahren noch“, schrieb der amerikanische Soziologe Fitzhugh Dodson, „bereiteten die Väter ihre Söhne auf ein Leben als Erwachsene vor, das dem ihren sehr ähnlich war. Unsere Kultur aber ändert sich mit solch einer Geschwindigkeit, daß dies nicht mehr möglich ist. Man weiß, daß

von hundert Kindern, die heute auf einem Schulhof spielen, fünfzig Berufe ausüben werden, die heute noch gar nicht existieren. Die Väter können diese ihre Kinder also gar nicht auf ein Leben wie sie es führen vorbereiten. Der Wandel der Gesellschaft geht zu schnell voran.“ Zitat Ende. Konstant aber bleibt die persönliche Beziehung. Für sie zählt nicht, was der andere hat - Geld, Güter, Ideen -, sondern was er ist: Vater, Sohn, Mutter, Tochter, Freund - alles Menschen, Gesichter mit Namen. Für sie lebt man Solidarität.

Gemeinsinn, Toleranz, Ehrlichkeit, Treue, Hilfsbereitschaft, Verantwortung – alles Tugenden, wovon Gesellschaft, Staat und Wirtschaft leben. Die Familie ist der gesunde Nährboden für die Sozialisierung der Person, das geistige Umfeld, der geistige Schoss, nennt es Thomas von Aquin, für das Hineinwachsen in die Gesellschaft. Es ist bezeichnend, daß - folgt man der wissenschaftlichen Literatur - „die Erzeugung solidarischen Verhaltens“ als ein Grund für den verfassungsrechtlichen Schutz der Familie genannt wird. Es sei eine Leistung, schreibt Lampert, die in der Familie „in einer auf andere Weise nicht erreichbaren Effektivität und Qualität“ erbracht werde.

c. Wie HV gebildet wird

Die Bildung des Humanvermögens ist mittlerweile in vielen Ländern, auch in Deutschland Gegenstand der Forschung. Wie geschieht diese Bildung? Der Göttinger Hirnforscher Gerald Hüther hat sich mit mehreren Büchern hier Verdienste erworben. Er kommt in einem Vortrag zu dem Schluß: „Die wichtigste Voraussetzung für die Herausbildung und Stabilisierung komplexer neuronaler Verschaltungsmuster im kindlichen Hirn ist emotionale Sicherheit (Sicherheit bietende Bindungsbeziehung, Vertrauen)“.

Fürsorge, Emotionen, Liebe - Das mag manch einer als Gefühlsduselei abtun. Er kennt die Hirn- und Bindungsforschung nicht. Sie lehrt uns, das die Emotionen nach einem Wort des Entwicklungspsychologen und Kinderarztes Stanley Greenspan, die „Architekten des Gehirns“ sind, dass sie das Wachstum des Gehirns beim Baby beflügeln, dass emotionale Stabilität die Bildung neuronaler Verschaltungen fördert. Wenn durch die freundlich-zärtliche Zuwendung emotionale Stabilität entsteht, das Kind aus sich heraus geht und Erfahrungen sammelt, dann spriesst es Synapsen im Gehirn, dann lernt das Baby. Hirn- und Bindungsforscher, Entwicklungspsychologen und Pädagogen sagen deshalb: Bindung geht der Bildung voraus. Mit anderen Worten: Zuwendung, Zärtlichkeit, Zeit – die drei großen Z von Pestalozzi – schaffen die Voraussetzung, dass das Kind später überhaupt lernen

kann, dass es teamfähig ist, also soziale Kompetenz hat, dass es sich konzentrieren und mit Ausdauer beschäftigen, also arbeiten kann, dass es innovativ ist, dass es seine Gefühle einordnen und so mit Vernunft solidarisch sein kann, emotionale Intelligenz nennen das die Fachleute. Alle oder keiner, heißt da eine Formel. Bindung ist der Stoff, aus dem das Humanvermögen geformt wird, Bindung geht der Bildung voraus, gelungene Bindung führt zu vollem Menschsein.

Ich will in diesem Zusammenhang eine Disziplin mal herausgreifen, die Hirnforschung. Professor Thomas Verny, hat vor zehn Jahren mal einen Zwischenbefund vorgelegt in seinem Buch „Das Baby von morgen“. Daraus zwei Daten: Bis zum dritten Geburtstag ist das junge Hirn eine wahre Synapsenfabrik. Sie produziert diese Verschaltungen der Zellen, die Denken und Bilder erzeugen und damit erst ermöglichen. Mit drei Jahren hat das Gehirn des Babies 1000 Billionen Synapsen, doppelt so viele wie sein Kinderarzt. Denn es baut im Lauf der Jahre auch Synapsen ab wenn es sie nicht gebraucht. Das ist wie mit Pfaden durch eine Wiese. Wenn sie oft gebraucht werden, entstehen Wege, wenn nicht, dann werden sie überwuchert und verschwinden. Jede Gehirnzelle kann 15.000 Verbindungen mit anderen Zellen eingehen. Je mehr Verschaltungen umso komplexer die neuronalen Netzwerke, umso kreativer der Mensch. Thomas Verny fasst zusammen, Zitat: „Die Forschungsergebnisse beweisen, dass die Art der elterlichen Zuwendung mehr Einfluss auf die Hirnentwicklung hat als wir je für möglich hielten. Was nun der Sauerstoff für das Gehirn ist, das sind freundliche, respektvolle und liebevolle Worte für das junge Bewusstsein“. Zitat Ende. Natur-Wissenschaft, vor diesem Hintergrund erhält der Name einen neuen Klang. Es ist die Natur der Liebe, die Kreativität schafft, Integrität, Innovationskraft, Ausdauer – kurz das Humanvermögen. Das ist das Sensationelle an der Hirnforschung. Sie bestätigt die alte Lehre vom Menschen, die Lehre der Kirche.

d. Bildung von Humanvermögen – das Beispiel Sprache

Die Hirn- und die Bindungsforschung, die Entwicklungspsychologie und auch die Pädagogik belegen, dass emotionale Stabilität und aktive Kommunikation mit dem Kleinstkind grundlegend sind für das Kindeswohl und für die Verschaltungen im Hirn. Das beginnt bereits während der Schwangerschaft. Beispiel Sprache: Embryo und neugeborenes Kind erkennen und haben Vorlieben für Stimmen, sie können sie sehr wohl von anderen Geräuschen unterscheiden. Monika Rausch, Präsidentin des Bundesverbandes für Logopädie sagt: „Kinder werden mit einem riesigen Sprachverarbeitungspotenzial geboren. Sie können Laute aller Sprachen dieser Welt unterscheiden. Im Laufe der

ersten neun Monate wird diese Fähigkeit auf die eigene Muttersprache eingeeignet.“ Bis zum 12. Monat seien sie besonders empfänglich für Satzmelodien, für Tonhöhe, Tondauer und Pausen. Die sogenannte Motherese, die Ammensprache oder der Baby-Talk kommen dieser Empfindsamkeit intuitiv entgegen. Das ist eine transkulturelle Tatsache. Erwachsene, insbesondere die Mütter, noch mehr die Großmütter, dehnen instinktiv die Vokale und wiederholen einzelne Worte. Die Kleinstkinder lernen durch den Sprachklang der vertrauten Stimme schon Gefühle bei ihrer Bezugsperson zu differenzieren, wie Ärger und Freude. Wechseln die Stimmen oder Gefühle durch den Wechsel von Bezugspersonen zu häufig, kann das Kleinstkind Probleme mit der emotionalen Stabilität bekommen, man könnte auch sagen mit dem Urvertrauen, das es ermutigt und befähigt Erfahrungen zu suchen und so tausendfach Verschaltungen im Gehirn zu ermöglichen. Das schafft gemeinsam mit den Veranlagungen die Lebensstrukturen in allen Bereichen. Das A und O für die sprachliche Entwicklung, so Monika Rausch, „ist die soziale und emotionale Beziehung, die das Kleinkind erfährt“. Denn Sprache sei „nicht Werkzeug des Denkens, sondern entwickelt sich im sozialen und emotionalen Miteinander“.

Kommunikation findet mit allen Sinnen statt. Die Tage und Nächte des ersten Lebensjahres sind durch die Bedürfnisse des Kleinkindes bestimmt: Wickeln, schlafen, baden, stillen – das sind Alltagssituationen, die durch sprachliche Zuwendung untermalt werden. Auch in den Jahren zwei und drei, wenn das Sprachfenster noch weit offen steht, ist die permanente Anregung, das aufmunternde Gespräch wichtig, manche Sprachforscher sagen sogar entscheidend für das Sprachbewusstsein. Sprache entsteht aus emotionaler Zuwendung und Stabilität, ich darf hier das Standardwerk von Stanley Greenspan und Stuart Shanker, „Der erste Gedanke – Frühkindliche Kommunikation und die Evolution menschlichen Denkens“ zitieren. Sie schreiben: „Wir sind der Überzeugung, daß Emotionen nicht als motivationaler Faktor, sondern als der entscheidende Architekt der Sprachentwicklung dienen. Die ersten Worte eines Kindes, seine frühen Wortkombinationen und ersten Schritte zur Beherrschung der Grammatik, werden nicht nur durch emotionalen Inhalt gelenkt, sondern sind in der Tat davon durchdrungen. Die Fähigkeiten eines Kindes, flüssig und kreativ zu sprechen, ein kompetentes Mitglied seiner soziolinguistischen Gemeinschaft zu werden, seine knospenden Sprachfähigkeiten zu benutzen, um komplexere Aspekte der Sprache zu meistern, sowie mittels der Sprache andere Wissensgebiete zu erobern, sie sind alle die Folge von zuinnerst emotionalen Prozessen“ (S.211). Zitat Ende. Wir haben in Deutschland jetzt acht Jahre Krippenerfahrung hinter uns. Es gibt noch keine wirklich aussagekräftigen Studien über diese Erfahrungen, man scheut sich auch, sie zu machen. Aber es gibt einen explosionsartigen Anstieg des

Bedarfs an Logopäden. Professor Spreng von der Universität Erlangen sieht hier einen Zusammenhang zwischen der Verdoppelung der Fremdbetreuung innerhalb von vier Jahren und der Sprachfähigkeit. Kurz vor der Einschulung, schreibt er, „sind 30 bis 40 Prozent der Kinder sprachgestört. Die Hälfte muss logopädisch betreut werden, die Kosten werden sich auf eine Milliarde Euro belaufen“. Zitat Ende. Die Mißachtung oder Beeinträchtigung der dyadenspezifischen Beziehung zwischen Mutter und Kleinstkind bleibt eben nicht folgenlos, das Humanvermögen schmilzt oder wirft jedenfalls nur noch eine mikrige Rendite ab.

e. Die Leistung der Mütter

Wir haben zehn Kinder. Denen, die uns fragen, ob wir die alle geplant hätten, sage wir Nein. Aber wir haben sie alle vom ersten Augenblick an geliebt, wenigstens willentlich. Und denen, die von der Zahl beeindruckt meinen, das sei eine tolle Familie, sagen wir: Vielleicht. Denn es kommt nicht auf die Zahl an. Nicht die Zahl konstituiert Familie, sondern die Qualität der Beziehungen. Freilich gilt auch: Ohne Mehrzahl kaum oder keine Beziehungen. Bei einem Kind gibt es drei Beziehungen, bei zwei schon sechs, bei drei bereits zehn. (Rechnung 66) Man muß der Familie, den Kindern, auch die Chance zur Qualität, zur Bildung von Humanvermögen geben und deshalb ist eines der größten Geschenke, die Eltern ihrem Kind machen können, daß sie ihm Geschwister schenken. Damit schenken sie Beziehung, potentielle und reale Liebe, Nestwärme, Kraft zum Leben.

Es ist, vor allem gesellschaftlich gesehen, eine Gratisleistung, die man nicht versteht. Ich will das anhand einer weiteren Anekdote illustrieren, sie stammt aus dem Kapitel, das meine Frau geschrieben hat. „Wie oft haben wir dieses Denken erfahren, zum Beispiel auf Cocktailparties mit Geschäftsleuten und Diplomaten. Beim Kennenlernen fragt man nach dem Identitätsmerkmal Nummer eins: Dem Beruf. Liebe Hausfrauen und Mütter, geben Sie sich einmal auf so einer Party der feinen Leute zu erkennen, indem Sie sagen, ich bin Hausfrau und Mutter. Das ist fast so, wie wenn Sie sagen würden, ich habe Lepra. Sie werden schnell erleben, wie einsam man in der Masse sein kann. Wir haben uns überlegt, daß das so nicht mehr weitergehen kann und bei der nächsten Party wurde ich wieder gefragt: „Und Sie, was machen Sie?“- „Ich bin mittelständische Unternehmerin.“ Es entspann sich ein interessiertes Gespräch. „Wieviele Mitarbeiter haben Sie?“ – „Zehn, gerade noch überschaubar.“ - „Ach, interessant, als Frau. Da haben Sie doch sicher manchmal Probleme bei der Durchsetzung Ihrer Pläne?“ - „Doch, gewiß, aber man muß eben auf jeden Mitarbeiter eingehen. Bei mir wird

Mitbestimmung großgeschrieben. Das ist Management by everybody.“ - Sofort entwickelt sich ein Smalltalk, ein spannendes Gespräch über Unternehmensführung. Das Teilhaben, das Mitziehen, das Mittragen, das sollte jeden Mitarbeiter im Betrieb angehen. Entscheidungen fällen und Entscheidungen übernehmen heiße auch Gefühl für Verantwortung entwickeln. Natürlich jedem, wie er kann. Aber das gebe Motivation und fördere die Identifikation mit dem Unternehmen. Das schaffe Selbstwertgefühl und forme die Persönlichkeit. Was ich denn produziere, will man schließlich wissen. Die Antwort: „Humanvermögen“.

Die Verblüffung nach solch einem Gespräch ist erstaunlich. Dabei werden hier nur wirtschaftliche Begriffe auf eine Arbeit angewandt, die man freilich als Privatsache betrachtet. Aber auch sie zeigen: Kommunikation und emotionale Stabilität sind die Voraussetzung für die Bildung von Humanvermögen. Ohne sie läuft die Schulbildung ins Leere, ohne die häusliche Produktion von Humanvermögen rutscht die Gesellschaft in eine Armut, die heute noch auf keinem Schirm und durch kein soziales Frühwarnsystem zu erkennen ist. Raphael Bonelli hat uns eben einen kleinen Einblick gegeben. Wenn heute jedes fünfte Kind in Deutschland Verhaltensstörungen aufweist, dann sind die Ursachen weniger in der Schule als an den frühen Orten der Gefühlskultur zu suchen. Kommunikation und emotionale Stabilität wiederum setzen Zeit mit dem Kind voraus. Das kann zuhause sein, das kann aber auch im Kindergarten oder der Krippe geschehen. An diesen Orten unserer Gefühls- und Wertekultur, an diesen Stätten unserer frühen Orientierungs- und Bindungsfähigkeit entscheidet sich das Kindeswohl, mithin die Bildung von Humanvermögen.

Schon Jean Jacques Rousseau hat in seinem Roman Emile diese Zusammenhänge sozusagen in einer Erziehungslehre niedergeschrieben. Der zentrale Satz dieser Lehre lautet: „Der Mensch hat zunächst nur einen Beruf: Mensch zu sein. Wer für diesen Beruf gut erzogen ist, wird auch jeden anderen gut ausfüllen.“ Man könnte diesen Satz als eine frühe Beschreibung des Humanvermögens begreifen. Rousseau wird gern von Ideologen vereinnahmt. Sie sollten aber weiterlesen. Denn Rousseau hat die Kindheit, dieses Alter der Heiterkeit, versucht freizuhalten von äußerem Leistungsdruck. „Wer Kinder glücklich machen will, schreibt er, schirme sie ganz gegen die Gesellschaft und ihre Erwartungen ab“. Das heiße vor allem: „Aufhören, im Auftrag der Gesellschaft, der Eltern, der Zukunft das Individuum, das Kind, zu überwältigen“ und sich einzubilden, man könne mit der Erziehung die gewünschten Menschen „herstellen“. Rousseau geht es um den freien Menschen und genau in diesem Sinn definiert ein anderer, noch größerer Gigant der Geschichte, der frühere Anthropologie-

Professor und spätere Papst Johannes Paul II, Erziehung als „Beschenkung mit Menschlichkeit“ und die Eltern seien die ersten Lehrer in Menschlichkeit.

f. Exkurs oder kleine Empörung über die Politik

Nur, wird diese enorme Leistung der Eltern, vor allem der Mütter auch gesellschaftlich anerkannt? Ich darf mich hier, mit Verlaub, in einem kleinen Exkurs empören: Sie kennen vermutlich die Karikatur, auf der eine Frau dem Beamten auf irgendeinem Amt sagt: Erst hab ich meine vier Kinder großgezogen, dann die drei Enkel, dann hab ich mich um Obdachlose und Arme gekümmert und schließlich meinen alten Vater bis zuletzt gepflegt. Die Antwort des Beamten: Sie haben also nicht gearbeitet. Die Karikatur ist unglaublich treffend. Denn diese Diskriminierung ist unmenschlich, sie verneint die Identität der Mütter, sie verneint die Identität des Humanum, sie verweigert die Anerkennung einer Leistung, ohne die die Gesellschaft nicht leben kann. Die Mütter sind es, die die Voraussetzungen schaffen, von der der Staat lebt und die er selber nicht schaffen kann. Sie vor allem sind es, die das Humanvermögen bilden. „Die Geschichte eines jeden Menschen ist vor allem in das Herz der eigenen Mutter eingeschrieben“, so formuliert es der heilige Johannes Paul II in seiner Botschaft zum Jubeljahr 2000.

Das Urgefühl existentieller Sicherheit und des bedingungslosen Angenommenseins setzt die Kommunikation voraus. Kommunikation ist eben nicht nur eine Sache des Verstandes. Etliche Denker und Wissenschaftler, vor allem Amerikaner, Briten und Franzosen, haben sich Gedanken über die soziale Natur des Menschen und seine Kommunikationsfähigkeiten gemacht. Jean Jacques Roussau kam zu dem Ergebnis: „Der Mensch, das soziale Wesen, ist immer wie nach außen gewendet: Lebensgefühl gewinnt er im Grunde erst durch die Wahrnehmung, was andere von ihm denken“. Deshalb ist die Isolation, das permanente Misstrauen, eine Art Folter, die der Mensch kaum auszuhalten vermag. Schon John Locke schrieb: „Wer überhaupt ein menschenähnliches Wesen hat, bringt es nicht fertig, in einer Welt zu leben, in der ihm seine Mitmenschen ständig abweisend und verächtlich begegnen. Diese Last ist zu schwer, als dass ein Mensch sie ertragen könnte“.

Es gibt aber einer Gruppe, die diese Last seit Jahrzehnten trägt: die sogenannten Nur-hausfrauen. Ihnen wird weisgemacht, dass sie am Herd ihr Leben vertun, sie wären besser aufgehoben an der Kasse im Supermarkt, am Computer im Amt oder am Telefon irgendeines Centers.

Überhaupt der Herd. In allen Parteien wird heute das Hohelied der Vereinbarkeit gesungen und vollmundig in den Chor der Verfemung des Herdes eingestimmt, so als ob dieses arme Küchengerät Teufelswerk wäre. Abgesehen davon, daß der Herd, wie Alfred Biolek unermüdlich zeigt, ein durchaus menschliches Arbeitsfeld ist, hat er auch eine kulturelle Vergangenheit. Auf dem Forum Romanum sind noch heute die Reste des Tempels der Vesta, der Göttin des Herdfeuers zu sehen. Das Herdfeuer war Mittelpunkt des Hauses und des Staates, das Feuer der Vesta hatte immer zu brennen. Im Französischen ist Foyer, die Feuerstelle, gleichzeitig das Heim. Mit der Aufgabe der Feuerstätte zugunsten von Fastfood hat man die Wärme der familiären Gemeinschaft auf die Temperatur des Kühlschranks abgekühlt. Es gibt kaum einen Ort der Erziehung, der markanter wäre als das regelmäßige gemeinsame Essen. Natürlich kann man auf diese Gemeinsamkeit verzichten und den Tisch warmer Gemeinsamkeit durch den Kühlschrank ersetzen, aus dem sich jeder einzeln bedient. Menschlich gesehen ist das ein Rückschritt. Aber die Mahlzeit an einem gedeckten Tisch ist eine Kulturtat. In Familien findet sie noch statt, in der Politik heißt es nur noch: Familie ist da, wo ein Kühlschrank steht.

4. Schluss

Ich komme, ganz unaufgeregt, zum Schluss. „Die Familie verfügt über große schöpferische Kräfte“, schreibt der amerikanische Soziologe Robin Skynner, „zerfällt sie, wächst ihr ein ähnlich großes Potential an Zerstörungskraft zu.“ Familie ist die Lebensform, die der Natur des Menschen entspricht, seinen Hoffnungen und Sehnsüchten, seinem Durst nach Liebe, seinem Hunger nach Anerkennung in der Gemeinschaft, seinem Bedürfnis nach Intimität, die Geborgenheit schenkt und Gefühl für existentielle Sicherheit. Sie ist der natürliche Produktionsort des Humanvermögens und der Bindungs- und Glaubensfähigkeit. Deshalb blendet eine Scheidung oft mehr aus als nur eine gemeinsame Vergangenheit. Sie kann seelisch verstümmeln. Sie kann den Sinn für Gemeinschaft und Vertrauen im Kern spalten, Verlustängste durch Erziehung „vererben“ oder Lebensenergien, ja Humanvermögen zerstörerisch zur Explosion bringen. Aber die gleichen Kräfte und Energien, von Liebe genährt, sie stärken den einzelnen, die Familie und die Gesellschaft.

Auch dazu eine Anekdote über das Ur-Vertrauen, die manches, was ich versucht habe zu erläutern, illustriert und auch in die Zeit passt, immerhin gehen wir stramm auf Weihnachten zu. Auch sie stammt aus dem Buch Abenteuer Familie. Zur Erklärung: Ab einer gewissen Zahl von Kindern, sagen wir ab drei, lohnt es sich, ein Krippenspiel zu

inszenieren. Das haben wir jahrelang gemacht und es ging nicht nur um die eine Szene. „Das ist langweilig, immer nur in einen Stall zu gucken,“ meinte Tobias, dem allerdings auch keine Starrollen zugetraut wurden, nur manchmal durfte er den Oberhirten spielen. Man nahm sich mehrere Szenen vor und einmal – unvergessen - gab es noch eine Zugabe. Die Kinder spielten, wie immer in eigener Regie, die „Flucht nach Ägypten“. Die Szene: Unter dem Tisch stand Tobias, damals zehn Jahre alt, auf allen vieren und sagte, nein, stieß ständig aus: „Iah, iah, iah“. Vor dem Tisch saßen Arnaud (sechs) als der heilige Josef und David (acht) als die „noch heiligere“ Maria, zwischen ihnen eine Puppe, denn der dreijährige Nathanael, den alle Momo nennen, wollte diesmal nicht das Jesuskind spielen. Er streikte. Plötzlich schwebte ein großes, weißes Bettlaken durch die Wohnzimmertür, so daß es selbst Tobias den Doppellaut verschlug, und aus dem Engelstuch klang feierlich die Stimme Thibauts (elf): „Josef, Josef, nimm eilends das Kind und flieh‘ nach Ägypten, denn die Häscher des Herodes trachten ihm nach dem Leben“. Arnaud blickte hoch und sagte: „Und was mach‘ ich mit Maria?“ Die wußte schon Bescheid: „Ich komm doch mit, Mann!“ Dann setzte sie sich auf Tobias, der inzwischen seine Stimme wiedergefunden hatte, Josef legte die Puppe drauf und alle zogen eilends und mit lautem Iah aus dem Wohnzimmer, Richtung Ägypten. Der Applaus war euphorisch.

Was lernen wir daraus? Zum einen, daß Mütter immer Bescheid wissen und deshalb selten überrascht sind. Zum zweiten aber, daß Fragen eine Form des Vertrauens ist. In die Antwortkompetenz des Gefragten, in diesem Fall des Boten Gottes. Und daß man eben eine Antwort bekommt, im Zweifelsfall von der Mutter, wenn man die Botschaft nicht gleich versteht und nachfragt. Insofern sind Fragen und Glauben ein Ausdruck des Ur-Vertrauens. Bei einer weiteren Feldumfrage im Hause, diesmal zur Frage, was ist väterliche Autorität, bekam ich als Antwort: Man muss immer alles fragen dürfen. Fragen und Glauben sind Formen des Urvertrauens, sie führen zur Erkenntnis der Natur des Menschen, zur Erkenntnis unseres Ziels, dem Glück, das ja, wie der Aquinate sagt, secundum naturam esse, darin besteht, unserer Natur gemäß zu leben. Moderner ausgedrückt könnte man sagen: Unser Humanvermögen auszuschöpfen.

Ich danke.